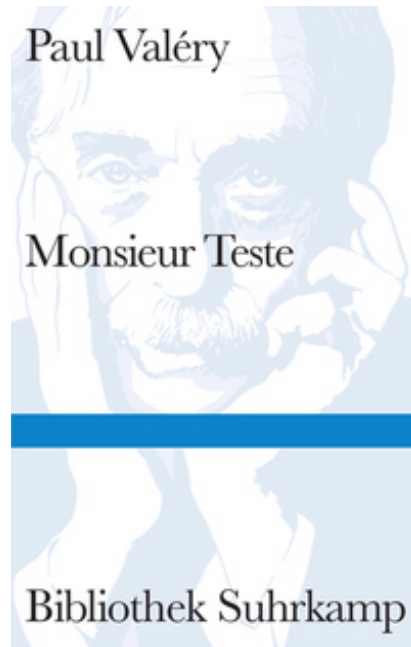


# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Valéry, Paul  
**Monsieur Teste**

Aus dem Französischen von Max Rychner, Achim Russer und Bernd Schwibs Mit einem  
Nachwort von Bernhard Böschenstein

© Suhrkamp Verlag  
Bibliothek Suhrkamp 3009  
978-3-518-24009-0

SV

Band 3009 der Bibliothek Suhrkamp



Paul Valéry  
Monsieur Teste

Aus dem Französischen  
von Max Rychner, Achim Russer  
und Bernd Schwibs

Mit einem Nachwort von  
Bernhard Böschenstein

Suhrkamp Verlag

Originaltitel: *Monsieur Teste*  
© Editions Gallimard, Paris 1960  
Revidierte und erweiterte Übersetzung sowie Anmerkungen  
folgen dem von Karl Alfred Blüher und Jürgen Schmidt-Radefeldt  
herausgegebenen Band 1 der *Werke* von Paul Valéry

Suhrkamp Verlag Berlin  
© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1992  
Für das Nachwort:  
© Suhrkamp Verlag Berlin 2011  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronische Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim  
Printed in Germany  
Erste Auflage der Jubiläumsausgabe 2011  
ISBN 978-3-518-24009-0

Monsieur Teste



## VORWORT

Diese Phantasiegestalt, deren Schöpfer ich zu der Zeit einer halb literarischen, halb menschenheuen oder . . . nach innen gewandten Jugend wurde, hat, wie es scheint, seit jenem erloschenen Zeitraum ein gewisses *Eigenleben* geführt, das ihr einige Leser verliehen – bewogen weit eher durch das, was sie verschwieg, als durch ihre Geständnisse.

Teste wurde erzeugt – in einem Zimmer, wo Auguste Comte seine ersten Jahre verbracht hat<sup>1</sup> – während einer Epoche der Trunkenheit meines Willens und unter sonderbaren Ausschweifungen des Selbstbewußtseins.

Ich war von dem akuten Leiden Präzision befallen. Ich drängte zum Äußersten der sinnlosen Begierde nach Verstehen, und ich suchte in mir die entscheidenden Punkte meiner Fähigkeit der Aufmerksamkeit.

Ich tat demnach was ich konnte, die Dauer etwelcher Gedanken um ein wenig zu verlängern. Alles, was mir leichtfiel, war mir gleichgültig und fast feindlich. Es schien mir, die Empfindung der Anstrengung müsse angestrebt werden, und ich schätzte die glücklichen Ergebnisse nicht, welche bloß die natürlichen Früchte unserer angeborenen Fähigkeiten sind.<sup>2</sup> Das will sagen, daß die Ergebnisse im allgemeinen – und folglich die *Werke* – mir weit weniger wichtig waren als die Energie des Schaffenden – der Wesenskern jener Dinge, auf die er hofft. Dies beweist, daß die Theologie sich ein bißchen überall wiederfindet.

Ich beargwöhnte die Literatur, ja sogar die ziemlich präzisen Leistungen der Dichtung. Der Akt des Schreibens erfordert immer ein gewisses »Opfer des Intellekts«.<sup>3</sup> Man weiß zum Beispiel wohl, daß die Bedingungen der literarischen Lektüre unvereinbar sind mit einer äußersten Präzision der Sprache. Der Intellekt fordert gern von der Alltagssprache Vollkommenheiten und Reinheiten, die außerhalb ihrer



Möglichkeiten sind.<sup>4</sup> Aber selten sind die Leser, die ihr Vergnügen nur mit gespannten Geisteskräften finden. Wir gewinnen die Aufmerksamkeit einzig dank einiger Kurzweil, die wir bereiten; und diese Art von Aufmerksamkeit ist passiv.

Es schien mir übrigens unwürdig, meinen Ehrgeiz zu teilen zwischen der Sorge um eine Wirkung auf die anderen und der Leidenschaft, mich zu erkennen und wiederzuerkennen, so wie ich war, ohne Unterschlagungen, ohne Vorspiegelungen oder Selbstgefälligkeiten.

Ich verwies nicht allein die Literatur, sondern überdies fast die ganze Philosophie zu den Vagen Dingen und den Unreinen Dingen, denen ich mich mit ganzem Herzen versagte. Die traditionellen Gegenstände der Spekulation verursachten mir ein solches Unbehagen, daß ich mich über die Philosophen oder über mich selbst wunderte. Ich hatte nicht begriffen, daß die anspruchvollsten Probleme kaum je sich aufdrängen und daß sie viel von ihrem Ansehen und ihren Reizen gewissen *Konventionen* verdanken, die man kennen und anerkennen muß, um bei den Philosophen Eingang zu finden. Die Jugend ist eine Zeit, in der die Konventionen falsch verstanden werden – werden müssen, entweder blindlings bekämpft oder blindlings befolgt. Man kann in den Anfängen denkenden Lebens nicht fassen, daß einzig die willkürlichen Entscheidungen dem Menschen gestatten, was immer es sei zu gründen: Sprache, Gesellschaften, Kenntnisse, Werke der Kunst. Ich jedenfalls begriff es so schlecht, daß ich mir zur Regel gemacht hatte, insgeheim alle Meinungen und geistigen Gewohnheiten für nichtig oder verachtenswert zu halten, die aus dem Leben in Gemeinschaft und aus unseren äußeren Beziehungen mit den anderen Menschen entstehen, und die in freiwilliger Einsamkeit sich verflüchtigen. Und ich vermochte sogar nur mit Ekel an alle Vorstellungen und alle Empfindungen zu denken, die im Menschen einzig durch seine Leiden und seine Ängste, seine Hoffnungen und Schrecken erzeugt oder bewegt werden, und nicht frei, durch seine reine Schau auf die Dinge und in sich selbst.

Ich versuchte also, mich auf mein *wirklich* Eigenstes zu be-

schränken. Ich traute meinen Mitteln wenig, und ich fand in mir mühelos alles, wessen es bedurfte, um mich zu hassen; aber ich war stark durch den grenzenlosen Wunsch nach Klarheit, durch meine Verachtung der Überzeugungen und Idole, durch meine Abscheu vor der Leichtigkeit und durch das Gefühl für meine Grenzen. Ich hatte mir eine innere Insel geschaffen, die auszukundschaften und zu befestigen ich meine Zeit verlor . . .<sup>5</sup>

Monsieur Teste wurde irgendeines Tages aus frischer Erinnerung an diese Zustände geboren.

Darin gleicht er mir fast in dem Maß wie ein Kind, das, von irgendwem in einem Augenblick tiefer Veränderung seines Wesens gezeugt, diesem sich selber entfremdeten Vater gleicht.

Es geschieht vielleicht, daß man dann und wann das Ausnahmegeschöpf eines Ausnahmementes dem Leben preisgibt. Es ist letzten Endes nicht unmöglich, daß die Einzigartigkeit gewisser Menschen, daß ihre Besonderheitswerte, ob gut oder schlecht, bisweilen dem augenblicklichen Zustand ihrer Erzeuger entstammen. Es ist möglich, daß das Unbeständige solcherart sich fortpflanzt und sich freien Lauf läßt. Ist übrigens nicht gerade dort, im Bereich des Geistes, die Funktion unserer Werke, das Wirken des Talents, der eigentliche Gegenstand der Arbeit, und alles in allem *das Wesen des bizarren Instinkts, dem, was einem an Seltenstem verliehen wurde, zu einem uns überdauernden Leben zu verhelfen?*

Auf Monsieur Teste zurückkommend und bemerkend, daß die Existenz eines Exemplars von dieser Gattung in Wirklichkeit sich nicht über die Dauer einiger Viertelstunden hinausdehnen ließe, sage ich, daß das Problem dieser Existenz und ihrer Dauer genügt, um ihm eine Art von Leben zu verleihen. Dieses Problem ist ein Keim. Ein Keim lebt; aber es gibt solche, die sich nicht zu entwickeln vermöchten. Diese aber versuchen zu leben, bilden Ungeheuer, und die Ungeheuer sterben. In Wahrheit erkennen wir sie bloß an dieser *bemerkenswerten Eigentümlichkeit*: nicht fortbestehen zu können. *Anomal* sind die Wesen, die ein bißchen weniger Zu-

kunft haben als die *normalen*. Sie ähneln manchen Gedanken, welche verborgene Widersprüche enthalten. Sie zeigen sich dem Geiste, sie scheinen ganz richtig und fruchtbar, aber ihre Konsequenzen zerstören sie, und ihr Vorhandensein wird ihnen bald zum Verhängnis.

– Wer weiß, ob die Mehrzahl dieser erstaunlichen Gedanken, über denen so viele große Männer und eine Unzahl von kleinen seit Jahrhunderten dahingeblichen sind, nicht psychologische Ungeheuer sind – *Ideenungeheuer* –, erzeugt durch die naive Ausübung unserer Frage-Fähigkeit, die wir ein bißchen überall betätigen – ohne zu bedenken, daß wir vernünftigerweise nur das befragen sollten, was uns wirklich antworten kann?

Aber die Ungeheuer aus Fleisch gehen rasch zugrunde. Immerhin, sie haben ein wenig gelebt. Nichts lehrreicher, als über ihr Schicksal nachzusinnen.

Warum ist Monsieur Teste unmöglich? – Diese Frage ist ganz eigentlich seine *Seele*. *Sie wandelt euch in Monsieur Teste*. Denn er ist nichts anderes als der Dämon der Möglichkeit selbst. Der Gedanke an die Gesamtheit dessen, was er kann, beherrscht ihn. Er beobachtet sich, er manövriert, er will sich nicht manövrieren lassen. Er kennt nur zwei Werte, zwei Kategorien; es sind jene des auf seine Akte beschränkten Bewußtseins: *das Mögliche* und *das Unmögliche*. In diesem seltsamen Gehirn, das der Philosophie wenig Kredit einräumt, für das die Sprache immerfort unter Anklage steht, gibt es kaum einen Gedanken, der nicht vom Gefühl begleitet wäre, daß er nur vorläufig sei, besteht kaum etwas anderes als die Erwartung und die Ausführung klar bestimmter Operationen. Sein starkes und kurzes Leben verausgabt sich in der Überwachung des Mechanismus, durch den die Beziehungen zwischen dem Bekannten und dem Unbekannten eingerichtet und geregelt werden. Ja, es wendet seine dunkeln und transzendenten Kräfte daran, hartnäckig die Eigenheiten eines isolierten Systems zu erdichten, in dem das Unendliche nicht vorkommt.

Von einem solchen Ungeheuer eine Vorstellung zu geben, sein Äußeres und seine Gepflogenheiten zu schildern; einen Hippogryph, eine Chimaira der intellektuellen Mythologie wenigstens zu umreißen, das erfordert – und entschuldigt demnach – den Gebrauch, wenn nicht die Schaffung einer erzwungenen, gelegentlich stark abstrakten Sprache. Es erfordert zugleich eine gewisse Familiarität und geradezu einige Spuren jener Vulgarität und Trivialität, die wir uns selber uns gegenüber erlauben. Wir nehmen keine Rücksichten auf den, der in uns ist.

Der solchen besonderen Bedingungen unterstellte Text ist gewiß im Original nicht allzu bequem zu lesen. Um so mehr muß er dem, der ihn in eine fremde Sprache übersetzen will, fast unübersteigbare Schwierigkeiten bieten . . .<sup>6</sup>

DER ABEND  
MIT MONSIEUR TESTE

*Vita Cartesii res simplicissima est*<sup>7</sup>

Dummheit ist nicht meine Stärke. Ich habe viele Individuen gekannt, ich habe einige Nationen besucht, ich habe an verschiedenen Unternehmungen teilgenommen, ohne sie zu mögen, ich habe fast jeden Tag gegessen, ich habe Frauen berührt. Ich blicke jetzt zurück auf ein paar Hunderte von Gesichtern, zwei oder drei große Schauspiele, und vielleicht die Substanz von zwanzig Büchern. Ich habe nicht das Beste, auch nicht das Schlechteste von diesen Dingen behalten: es blieb was konnte.

Diese Arithmetik hindert mich zu erstaunen, daß ich ältere. Ich könnte auch die sieghaften Augenblicke meines Geistes zusammenrechnen und sie mir vereinigt und aneinandergefügt vorstellen, dergestalt, daß sie ein *glückliches* Leben darstellten . . . Doch ich glaube mich immer richtig beurteilt zu haben. Ich habe mich selten aus den Augen verloren; ich habe mich verabscheut, ich habe mich vergöttert; – so sind wir miteinander gealtert.

Oftmals habe ich angenommen, für mich sei alles beendet, und ich ging mit allen meinen Kräften bis ans Ende meiner selbst, ängstlich darauf bedacht, eine schmerzliche Situation auszukosten, zu erhellen. Das ließ mich erkennen, daß wir unser eigenstes Denken viel zu sehr nach dem *Ausdruck* von demjenigen der anderen bewerten! Seither haben mich die Milliarden Worte, die an mein Ohr summten, selten durch das bewegt, was man mit ihnen sagen wollte; und bei allen jenen, die ich selber zu ändern sprach, spürte ich, wie sie immer von meinem Denken sich absetzten – denn sie wurden *unveränderlich*.

Hätte ich mich so entschieden wie die Mehrzahl der Menschen, ich hätte mich nicht allein ihnen überlegen gewähnt, sondern ich hätte dafür gegolten. Ich habe mich vorgezogen.

Was sie ein höheres Wesen nennen, ist ein Wesen, das sich getäuscht hat. Um über dieses zu erstaunen, muß man es sehen – und um es zu sehen, muß es sich zeigen. Und es zeigt mir, daß es der einfältigen Besessenheit von seinem Namen verfallen ist. So ist jeder große Mensch mit einem Irrtum befleckt. Jeder Geist, den man gewaltig findet, beginnt mit dem Fehltritt, der ihn bekannt macht. Als Entgelt für das öffentliche Trinkgeld gibt er die Zeit, deren es bedarf, um sich bemerkbar zu machen, die Energie, die er vergeudet, um sich fortzusetzen und die Genugtuung anderer vorzubereiten. Er geht so weit, die mißlichen Spiele des Ruhms mit der Freude an seinem Gefühl der Einzigkeit zu vergleichen – dieser großen, besonderen Wonne.

Damals stellte ich mir vor, die stärksten Köpfe, die fähigsten Erfinder, die das Denken am genauesten Ergründenden müßten Unbekannte sein, Geizige, Männer, die sterben, ohne sich zu offenbaren. Ihr Dasein ward mir offenbar gerade durch jenes der auffallenden, etwas weniger *soliden* Individuen.

Die Folgerung war so leicht, daß ich sie in jedem Augenblick Gestalt annehmen sah. Es genügte, die gewöhnlichen großen Männer frei von ihrem ersten Irrtum zu denken, oder gerade diesen Irrtum zu betonen, um eines gesteigerten Grades von Bewußtheit, eines weniger groben Gefühls von geistiger Freiheit teilhaft zu werden. Eine dermaßen einfache Rechnung eröffnete mir seltsame Bereiche, als wäre ich in Meerestiefen gestiegen. Verloren im Glanz bekannt gewordener Entdeckungen, aber neben verkannten Erfindungen, wie das Zusammenleben, die Furcht, die Langeweile, das Elend sie jeden Tag vollbringen, glaubte ich inwendige Meisterwerke unterscheiden zu können, vergnügte ich mich damit, die anerkannte Geschichte unter den Annalen der Namenlosigkeit zu ersticken.

Unsichtbar in ihrem durchsichtigen Leben, waren es Einzelgänger, die vor allen anderen wußten. Sie schienen mir in der Dunkelheit jede berühmte Persönlichkeit zu verdoppeln, verdreifachen, vervielfachen – sie, die es verachteten, ihre Möglichkeiten und ihre außergewöhnlichen Errungenschaf-

ten preiszugeben. Sie hätten nach meinem Gefühl abgelehnt, sich als etwas anderes zu betrachten denn als Dinge.

Diese Ideen kamen mir während des Oktobers 93, in Augenblicken der Muße, da das Denken sich einzig seines bloßen Daseins freut.<sup>8</sup>

Ich begann, nicht mehr darüber zu sinnen, als ich die Bekanntschaft von Monsieur Teste machte. (Ich denke jetzt an die Spuren, die ein Mensch in dem kleinen Raum hinterläßt, darin er sich tagtäglich bewegt.) Bevor ich mit Monsieur Teste mich anfreundete, wurde ich von seinem eigentümlichen Gehabe angezogen. Ich habe seine Augen studiert, seine Kleider, seine beiläufigsten klanglosen Worte zu dem Kellner des Cafés, wo ich ihn sah. Ich fragte mich, ob er sich beobachtet fühlte. Ich wandte meinen Blick rasch von dem seinen ab, um diesen ertappen zu können, wann er mir folgte. Ich nahm die Zeitungen, die er soeben gelesen hatte, ich begann im Geiste die nüchternen Bewegungen wieder, die ihm entwischten; ich vermerkte, daß niemand auf ihn achtgab.

Ich hatte solcherart bereits nichts mehr zu lernen, als wir in Beziehung traten. Ich habe ihn immer nur nachts gesehen. Einmal in einer Art von B. . .<sup>9</sup>, oft im Theater. Man sagte mir, er lebe von unbedeutenden Wochenspekulationen an der Börse. Er nahm seine Mahlzeiten in einer kleinen Wirtschaft der Rue Vivienne ein. Dort aß er, wie man ein Abführmittel nimmt, mit demselben Eifer. Gelegentlich bewilligte er sich anderswo ein gemächliches und auserlesenes Mahl.

Monsieur Teste war vielleicht vierzigjährig. Seine Sprechweise war außergewöhnlich rasch und seine Stimme klanglos. Alles an ihm trat zurück, Augen wie Hände. Er hatte indessen soldatische Schultern, und sein Schritt war von einer Regelmäßigkeit, die verblüffte. Sprach er, so erhob er nie den Arm oder nur den Finger: *er hatte die Marionette getötet*. Er lächelte nicht, sagte weder guten Tag noch guten Abend; er schien das »Wie geht es Ihnen?« nicht zu hören.

Sein Gedächtnis gab mir viel zu denken. Die Einzelzüge, nach denen ich es beurteilen konnte, ließen mich eine beispiellose geistige Gymnastik vermuten. Es war bei ihm nicht eine wuchernde Gabe – es war eine abgerichtete oder umge-

wandelte Begabung. Dies seine eigenen Worte: »Seit zwanzig Jahren habe ich keine Bücher mehr. Auch meine Papiere habe ich verbrannt. Ich streiche das Lebendige durch . . . Ich behalte, was ich will. Aber das Schwierige liegt nicht hierin. Sondern das zu behalten, dessen ich morgen bedürfen werde! . . . Ich habe nach einem mechanischen Sieb gesucht . . .«

Indem ich oft darüber nachsann, kam ich zum Glauben, Monsieur Teste sei es gelungen, geistige Gesetze zu entdecken, die wir nicht kennen. Gewiß hatte er Jahre an diese Erforschung wenden müssen: noch gewisser, daß abermals Jahre und viele weitere Jahre dazu angelegt worden waren, seine Erfindungen auszureifen und daraus seine Instinkte zu machen. Finden ist nichts. Schwierig ist, sich das Gefundene anzuverwandeln.

Die zarte Kunst der Dauer, die Zeit, ihre Einteilung und ihr Haushalt – ihre Verausgabung an sorgsam gewählte Dinge, um diese ganz eigens zu nähren – war einer der großen Forschungsgegenstände von Monsieur Teste. Er sorgte für die Wiederholung gewisser Ideen; er begoß sie mit dem Element Zahl. Das diente ihm dazu, seine zielbewußten Studien schließlich zu mechanischer Anwendbarkeit zu bringen. Er suchte sogar, diese Arbeit zusammenzufassen. Er sagte oftmals: »*Maturare!*« . . .<sup>10</sup>

Sein einzigartiges Gedächtnis hielt für ihn sicherlich fast ausschließlich jenen Teil unserer Eindrücke fest, die unsere Einbildungskraft für sich allein zu bilden unvermögend ist. Wenn wir uns eine Ballonfahrt vorstellen, so können wir mit Überlegung, mit geistigem Wollen viele wahrscheinliche Empfindungen eines Luftschiffes *erzeugen*; aber immer wird irgend etwas an Individuellem dem wirklichen Aufflug zugehören; der Unterschied zwischen diesem und unserer Träumerei ist der Ausdruck für den Wert der Methoden eines Edmond Teste.

Dieser Mann hatte frühzeitig die Wichtigkeit dessen erkannt, was man die menschliche *Bildsamkeit* nennen könnte. Er hatte ihre Grenzen und ihren Mechanismus gesucht. Wie sehr hatte er von seiner eigenen Formbarkeit träumen müssen!



Ich nahm Gefühle wahr, die mich schauern machten, eine erschreckende Hartnäckigkeit in berauschten Versuchen. Er war das in seinem Formenwandel aufgehende Wesen, einer, der sein eigenes System wird, einer, der sich gänzlich der furchtbaren Zucht des freien Geistes anheimgibt und der seine Freuden von seinen Freuden töten läßt, die schwächere von der stärkeren – die zarteste, die zeitliche, die des Augenblicks und der angebrochenen Stunde durch die grundlegende – durch die Hoffnung auf die grundlegende.

Und ich fühlte, daß er der Herr seiner Gedanken war; ich schreibe da diese Absurdität. Der Ausdruck eines Gefühls ist immer absurd.

Monsieur Teste hatte keine Meinungen. Ich glaube, er vermochte sich nach Belieben zu ereifern, in dem für ein bestimmtes Ziel erforderlichen Maß. Was hatte er aus seiner Persönlichkeit gemacht? Wie sah er sich? . . . Nie lachte er, nie streifte der Widerschein von Unglück sein Antlitz. Er haßte die Melancholie.

Er sprach, und man fühlte sich innerhalb seiner Gedanken, vermengt mit den Dingen: man fühlte sich entfernt, den Häusern untermischt, der Weite des Raumes, den bewegten Farben der Straße, den Ecken . . . Und die geschicktest bewegenden Worte – jene, die uns den Sprechenden näher bringen als jeden anderen Menschen, jene, die den Glauben erwecken, die ewige Mauer zwischen den Geistern könne fallen – sie konnten ihm kommen . . . Er wußte in bewundernswerter Weise, daß sie *jeden anderen* ergriffen hätten. Er sprach, und ohne daß man Beweggründe noch Reichweite der Ächtung hätte bestimmen können, stellte man fest, daß eine große Zahl von Ausdrücken aus seiner Rede verbannt war. Jene, deren er sich bediente, waren gelegentlich so seltsam von seiner Stimme getragen oder vom Licht des Satzes her so erhellt, daß ihr Gewicht verändert, ihr Wert neu war. Zuweilen verloren sie all ihren Sinn, schienen sie einzig eine leere Stelle auszufüllen, für die der deckende Begriff noch zweifelhaft oder von der Sprache nicht vorgesehen war. Ich habe ihn gehört, wie er einen körperhaften Gegenstand mit einer Gruppe von abstrakten Worten und Eigennamen bezeichnete.

Auf das, was er sagte, gab es nichts zu entgegnen. Er tötete die höfliche Zustimmung. Man führte die Unterhaltung in Sprüngen, die ihn nicht erstaunten.

Hätte dieser Mann den Gegenstand seiner verschlossenen Betrachtungen gewechselt, hätte er die geordnete Macht seines Geistes gegen die Welt gerichtet, nichts hätte ihm widerstanden. Ich bedaure, von ihm zu sprechen, wie man von jenen spricht, denen man Standbilder setzt. Ich fühle wohl, daß zwischen »Genie« und ihm eine Menge von Schwäche liegt. Er, so wahrhaftig! so neu! so rein von aller Täuschung und allem Wundertum, so streng! Mein eigener Enthusiasmus verdirbt ihn mir . . .

Wie könnte man keinen empfinden für den, der nie *Vagheiten* von sich gab? Für den, der ruhig erklärte: »Ich schätze an allen Dingen einzig die *Leichtigkeit* oder die *Schwierigkeit*, sie zu begreifen, sie zu vollbringen. Ich wende äußerste Sorgfalt daran, die Grade davon zu messen, und mich nicht festzulegen . . . Und was kümmert mich, was ich schon weiß?«

Wie sollte man sich nicht hingeben an ein Wesen, dessen Geist alles Bestehende für sich allein umformte und alles *bewältigte*, was man ihm vorlegte? Ich erriet diesen Geist, wie er handhabte und mischte, dosierte, in Beziehung setzte, und auf dem Gebiet seiner Erkenntnis – mit der Macht zu beschneiden, abzulenken, aufzuhellen, dies gefrieren zu machen, das zu erhitzten, zu überschwemmen, zu überhören – was des Namens entbehrte, benannte, vergaß, was er gewollt hatte, dies und jenes einschläferte oder färbte . . .

Ich vereinfache gröblich unergründliche Eigenschaften. Ich wage nicht alles zu sagen, was mein Gegenstand mir sagt. Die Logik gebietet mir Einhalt. Indessen: in mir selber erscheinen jedesmal, wenn sich das Problem Teste erhebt, eigentümliche Gebilde.

Es gibt Tage, da ich ihn sehr deutlich wiederfinde. Er stellt sich meinem Gedächtnis dar, neben mir. Ich atme den Rauch unserer Zigarren, ich höre ihn, ich bin *mißtrauisch*. Zuweilen läßt mich die Lektüre einer Zeitung auf seine Gedanken geraten, wenn ein Ereignis diese nun bestätigt. Und ich versuche wieder eines jener trügerischen Experimente, die mich in der

Zeit unserer Abende ergötzen. Das heißt, ich stelle ihn mir vor, wie er Dinge tut, die ich ihn nie tun sah. Was wird aus Monsieur Teste, wenn er leidet? – Wie denkt er als Verliebter? – Kann er traurig sein? – Wovon hätte er Angst? – Was würde ihn zittern machen? . . . – Ich suchte. Ich erhielt mir das Bild des strengen Mannes ganz, ich suchte es zum Antworten auf meine Fragen zu bringen . . . Es verwandelte sich.

Er liebt, er leidet, er langweilt sich. Alle Welt ahmt sich nach. Aber ich will, daß er in den Scufzer, in den ursprünglichen Schmerzlaut die Regeln und Gestalten seines ganzen Geistes mische.

Heute abend ist es genau zwei Jahre und drei Monate her, daß ich mit ihm im Theater war, in einer geliehenen Loge. Ich habe den ganzen heutigen Tag daran gedacht.

Ich sehe ihn vor mir stehen, an der goldenen Säule der Oper; ein Ensemble.

Er betrachtete nur den Zuschauerraum. Er atmete am Rand der Öffnung die erhitzten Schwaden. Er war rot.

Eine ungeheure Mädchenfigur aus Kupfer trennte uns von einer jenseits der Lichtsphäre murmelnden Gruppe. Auf dem Grund des Dunstes glänzte ein Stück weibliche Nacktheit zart wie ein Kiescl. Viele Fächer bewegten sich, unabhängig, über der dunkeln und hellen Menge, die bis zu den Leuchtern oben aufschäumte. Mein Blick buchstabierte tausend kleine Gesichter, fiel auf ein trauervolles Haupt, lief über Arme, über die Leute und zehrte sich schließlich auf.

Jeder war an seinem Platz, frei, um ein geringes sich zu bewegen. Ich genoß das System der Einteilung, die fast theoretische Einfachheit der Versammlung, die soziale Schichtung. Ich hatte die köstliche Empfindung, daß alles, was in diesem Würfel atmete, dessen Gesetzen Folge leisten werde: nach großen Kreisen in Gelächter auflodern, schichtweise in Bewegung geraten, in *Massen intime – einzigartige* – Dinge, heimliche Erregungen empfinden, sich zum Unsagbaren erheben! Ich schweifte über diese Stockwerke von Menschen hin, von Reihe zu Reihe, in Planetenkurven, mit dem wunderlichen Einfall, in meiner Vorstellung alle diejenigen zu

verbinden, welche die gleiche Krankheit oder dieselbe Theorie oder dasselbe Laster hätten . . . Eine Musik berührte uns alle, schwoll über, wurde dann ganz klein.

Sie schwand hin. Monsieur Teste murmelte: »*Schön*, außerordentlich ist man nur für die andern! *Jene* werden von den andern aufgefressen!« Das letzte Wort sprang aus der Stille, die das Orchester erzeugt. Teste atmete tief.

Sein erhitztes Gesicht, auf dem Wärme und Farbe einander anfachten, seine breiten Schultern, seine schwarze, von den Lichtern goldgesprenkelte Gestalt, die Form seiner ganzen bekleideten, an die Säule gelehnten Massigkeit bannten mich wieder. Er verlor kein Atom alles dessen, was in jedem Augenblick in dieser rot und goldnen Großartigkeit fühlbar wurde.

Ich betrachtete diesen Schädel, der mit den Ecken des Kapitäls in Beziehung trat, diese rechte Hand, die sich an den Vergoldungen erfrischte, und die großen Füße im Purpurschatten. Aus den Fernen des Saales kamen seine Augen auf mich zu; sein Mund sagte: »Die Disziplin ist nicht übel . . . Das ist immerhin ein Anfang . . .«

Ich wußte nichts zu entgegnen. Er sagte mit seiner leisen raschen Stimme: »Genießen und gehorchen sollten sie!«

Er fixierte lange einen uns gegenüberstehenden jungen Mann, dann eine Dame, daraufhin eine ganze Gruppe in den oberen Rängen – welche mit fünf oder sechs flammenden Gesichtern über die Brüstung ragte – und dann alle zusammen, das ganze Theater, das voll war wie die Himmel, glühend, hingerissen von der Szene, die wir nicht sahen. Die Einfältigkeit aller anderen offenbarte uns, daß irgend etwas Erhabenes sich abspielte. Wir schauten, wie die Helle, welche alle die Gesichter im Saal erzeugten, hinstarb. Und als sie ganz gering war, als das Licht nicht mehr erstrahlte, blieb nur noch das unermessliche Schimmern dieser tausend Gesichter. Ich nahm wahr, daß das Dämmerlicht alle diese Wesen passiv machte. Ihre Aufmerksamkeit und die Finsternis standen wachsend zueinander in stetigem Gleichgewicht. Ich selber war *gezwungenermaßen* aufmerksam – auf diese ganze Aufmerksamkeit.<sup>11</sup>

Monsieur Teste sagte: »Das Allerhöchste vereinfacht *sie*. Ich wette, daß sie alle immer mehr *nach* dem Gleichen *hin* denken. Sie werden alle gleich sein vor der Krise oder gemeinsamen Grenze. Übrigens ist dieses Gesetz nicht so einfach . . . es nimmt mich ja aus – und – ich bin hier.«

Er fügte hinzu: »Die Beleuchtung hält sie.«

Ich sagte lachend: »Auch Sie?«

Er antwortete: »Auch Sie.«

»Welch ein Dramaturg Sie wären!« sagte ich ihm. »Sie scheinen über eine Erfahrung zu wachen, die an den Grenzen aller Wissenschaften entstand! Ich wünschte mir, ein Theater zu sehen, das inspiriert wäre von Ihrem Nachdenken.«

Er sagte: »Niemand denkt nach.«

Der Beifall und die volle Beleuchtung vertrieben uns. Wir schlenderten umher, gingen hinunter. Die Passanten schienen in Freiheit zu sein. Monsieur Teste klagte leichthin über die miternächtliche Kühle. Er spielte auf alte Schmerzen an.

Wir gingen; er gab fast unzusammenhängende Sätze von sich. Trotz meiner Anstrengungen konnte ich seinen Worten nur sehr mühsam folgen, beschränkte mich schließlich darauf, sie mir zu merken. Die Zusammenhanglosigkeit einer Rede hängt vom Zuhörer ab. Der Geist scheint mir so beschaffen, daß er in sich nicht unzusammenhängend sein kann. Deshalb hütete ich mich, Teste zu den Verrückten zu zählen. Übrigens wahrte ich undeutlich die Verknüpfung seiner Ideen, ich bemerkte keinen einzigen Widerspruch; – und zudem hätte ich auch eine zu einfache Lösung gescheut.

Wir schritten in den von der Nacht besänftigten Straßen, bogen an Kreuzungen ab, ins Leere, und fanden instinktmäßig unsere Bahn – breiter, enger, breiter; sein militärischer Schritt bezwang den meinen . . .

»Indessen«, *entgegnete ich*, »wie sich einer so mächtigen Musik entziehen! Und warum? Ich finde darin eine besondere Trunkenheit, muß ich sie verachten? Ich finde darin die Illusion einer ungeheuren Arbeit, die mir mit einem Schlag möglich würde . . . Sie schenkt mir *abstrakte Empfindungen*, entzückende Gebilde alles dessen, was ich liebe; – Wechsel,